

DIE EINSAMKEIT IM AUGE DER LIEBENDEN

Die Einsamkeit im Auge der Liebenden

Über die Unmöglichkeit der Vereinigung

NACH RAINER MARIA RILKE

Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2022

Verfasst und gesetzt von Bernhard Buchhas

Gloggnitz · 2022

*„Dies ist das Wunder der Liebe: dass sie die Einsamkeit
des anderen bewacht.“*

— Rainer Maria Rilke

Das paradoxe Bild

„Die Einsamkeit im Auge der Liebenden“ ist ein kraftvolles, fast paradoxes Bild. Es beschreibt jenen melancholischen Moment, in dem man erkennt, dass man selbst in der tiefsten Verbundenheit ein eigenständiges, isoliertes Wesen bleibt.

Selbst wenn zwei Menschen sich lieben, können sie nie gänzlich eins werden. Jeder trägt eine Welt in sich, die dem anderen verschlossen bleibt. Es gibt Gefühle oder Erinnerungen, für die es keine Worte gibt. Man kann zwar nebeneinanderstehen, aber man kann die Welt niemals durch die exakt gleichen Augen sehen. Diese Erkenntnis spiegelt sich oft als ein kurzer Schatten von Einsamkeit im Blick des Partners wider.

Manchmal ist die Einsamkeit im Auge des Liebenden nicht die Abwesenheit von Nähe, sondern die Antizipation ihres Endes. Wer tief liebt, begreift gleichzeitig die eigene Verletzlichkeit. In einem glücklichen Moment kann der Gedanke an die Vergänglichkeit (durch Trennung oder Tod) auftauchen. Diese „vorbeugende Trauer“ wirkt wie eine einsame Insel inmitten der Zweisamkeit. Man hat nun auch einen „zweiten Tod“, der in den Fokus rückt.

Die Unmöglichkeit der Vereinigung mit dem Geliebten, dies wird den Liebenden besonders bewusst im Vergleich zu Nicht Liebenden. In Rilkes Werken (besonders in den *Duineser Elegien*, dem *Stunden-Buch* oder den *Briefen an einen jungen Dichter*) ist die Liebe oft kein Hafen der Geborgenheit, sondern eine radikale Herausforderung.

Die „Nicht-Liebenden“ (oder diejenigen, die nur eine oberflächliche Verbindung suchen) erleben diese Einsamkeit nicht, weil sie die Grenze

des Ichs gar nicht erst überschreiten wollen. Sie bleiben bei sich selbst oder geben sich mit einer „Übereinkunft“ zufrieden.

Der Liebende hingegen strebt nach der Verschmelzung. Da diese aber ontologisch (seinsmäßig) unmöglich ist – weil jeder Mensch in seinem Bewusstsein gefangen bleibt –, wird der Schmerz der Trennung gerade durch den Versuch der Vereinigung erst sichtbar. Man bemerkt die Mauer erst, wenn man versucht, durch sie hindurchzugehen.

Rilke schrieb einmal:

„Dies ist das Wunder der Liebe: dass sie die Einsamkeit des anderen bewacht.“

— Rainer Maria Rilke

Für Rilke ist die Einsamkeit nichts Negatives, das durch die Liebe „geheilt“ werden muss. Im Gegenteil: Die wahre Liebe erkennt an, dass der andere ein unendliches Geheimnis ist. Die „Unmöglichkeit der Vereinigung“ ist bei Rilke also nicht nur ein Scheitern, sondern die Voraussetzung für die Größe des anderen. Wer verschmilzt, macht den anderen klein (er macht ihn zu einem Teil von sich selbst). Wer die Trennung aushält, lässt den anderen groß und frei.

Nicht-Liebende sind „leichter“ dran, weil sie dieses metaphysische Ziel der Einheit gar nicht verfolgen. Sie fühlen sich vielleicht „weniger einsam“, weil sie die Tiefe ihrer eigenen Isolation gar nicht erst ausloten. Die Nicht-Liebenden leben in einer komfortablen Distanz. Die Liebenden treten so nah heran, dass sie die unüberwindbare Kluft zwischen zwei Seelen wie einen Abgrund spüren.

Die Einsamkeit im Auge des Liebenden ist die Einsamkeit des Wissenden. Man erkennt im Moment der größten Nähe, dass man den anderen niemals ganz „besitzen“ oder „verstehen“ kann.

Rilke sah darin eine Form von Reife: Die Liebe ist nicht das Suchen nach einer Ergänzung (wie bei Platons Kugelmenschen), sondern das Aushalten der Tatsache, dass wir zwei getrennte Welten sind, die sich im Unendlichen grüßen.

KAPITEL 2

Die radikale Änderung der Art der Erwartungen

Hier ist eine Aufschlüsselung, was das im Sinne Rilkes und der Existenzphilosophie bedeuten könnte:

1. Verzicht auf das „Besitzrecht“

Oft verwechseln wir Liebe mit dem Anspruch, den anderen zu kennen, zu formen oder zu kontrollieren. „In Freiheit belassen“ heißt:

- Kein Bildnis machen: Den anderen nicht in eine Schublade stecken („Du bist eben so“). Man erlaubt ihm, sich zu verändern, zu widersprechen und sich selbst neu zu erfinden.
- Das Geheimnis wahren: Zu akzeptieren, dass es Teile im anderen gibt, die man nie verstehen wird – und das auch nicht zu erzwingen.

2. Erwartungen vs. Forderungen

Es ist menschlich unmöglich, gar keine Erwartungen zu haben. Aber es gibt einen Unterschied:

- Die Forderung: „Du musst so sein, damit ich mich sicher/geliebt fühle.“ (Das schränkt die Freiheit des anderen ein).
- Die Hoffnung/Das Vertrauen: „Ich erwarte, dass du dein wahres Selbst entfaltest.“ Rilke geht es darum, dass man nicht den ande-

ren als „Lückenbüßer“ für die eigene Einsamkeit benutzt. Man erwartet vom anderen nicht, dass er einen „rettet“.

3. Die Liebe als „Raumgeber“

Rilke schreibt in einem berühmten Brief, dass eine gute Ehe (oder Partnerschaft) darin besteht, dass jeder den anderen zum Wächter seiner Einsamkeit ernennt.

Das bedeutet: Ich erwarte von dir nicht, dass du meine Einsamkeit beendest. Ich erwarte von dir, dass du mir den Raum gibst, in meiner Einsamkeit zu wachsen, so wie ich es für dich tue. Freiheit bedeutet hier, dass die Distanz zwischen uns nicht als Trennung, sondern als Schutzraum begriffen wird.

4. Das Risiko der Freiheit

Den anderen frei zu lassen, ist ein Akt des Mutes. Es bedeutet nämlich auch:

- Zu akzeptieren, dass der andere sich gegen einen entscheiden kann.
- Zu akzeptieren, dass der andere Wege geht, die man selbst nicht versteht.
- Keine „Garantie“ zu verlangen.

Ist das „keinerlei Erwartungen“?

Vielleicht könnte man es so sagen: Man gibt die Erwartung auf, dass der andere ein Teil von einem selbst wird. Stattdessen entwickelt man die Erwartung (oder eher das Staunen), den anderen als ein eigenständiges Universum zu erleben.

In der Praxis bedeutet das oft: „Ich liebe dich nicht für das, was du für mich tust, sondern für das, was du in deiner eigenen, freien Existenz bist.“

KAPITEL 3

Die Problematik der menschlichen Nähe

Philosophisch gesehen ist die menschliche Nähe kein Zustand, sondern eine Aporie – ein unlösbares Rätsel. Die Problematik lässt sich als ein tiefer Widerstreit zwischen Sehnsucht, Erkenntnistheorie und Existenz beschreiben.

Hier sind die vier zentralen philosophischen Problemfelder:

1. Das epistemologische Problem (Die Mauer des Bewusstseins)

Wie wir bereits bei Rilke angedeutet haben: Wir können niemals wissen, wie es sich anfühlt, der andere zu sein.

- Die Isolation der Qualia: Ich kann deine Hand halten, aber ich kann nicht deinen Schmerz oder deine Freude *fühlen*. Mein Bewusstsein ist eine geschlossene Kammer.
- Das Problem des „Anderen“: Für den Philosophen Edmund Husserl ist der andere ein „Alter Ego“, das ich nur durch Analogie verstehe. Nähe ist also immer eine Interpretation, niemals ein direkter Zugriff. Wir lieben oft nur unsere Vorstellung vom anderen.

2. Die Dialektik von Subjekt und Objekt (Sartre)

Jean-Paul Sartre beschreibt in *Das Sein und das Nichts* eine tragische Dynamik:

- Wenn ich jemanden liebe, möchte ich ihn als Subjekt (als freien, lebendigen Geist).
- Aber in dem Moment, in dem ich ihn ansehe oder berühre, mache ich ihn unweigerlich zum Objekt meiner Wahrnehmung.
- Wahre Nähe würde bedeuten, dass zwei Subjekte eins werden, ohne ihre Freiheit zu verlieren. Sartre hält das für unmöglich: Entweder ich unterwerfe den anderen (Sadismus), oder ich lasse mich unterwerfen (Masochismus). Nähe ist demnach ein ständiger Kampf um Autonomie.

3. Die „Stachelschwein-Dilemma“ (Schopenhauer)

Arthur Schopenhauer liefert das berühmteste Bild für die soziale Problematik der Nähe:

An einem kalten Wintertag rücken Stachelschweine zusammen, um sich zu wärmen. Doch sobald sie sich zu nahe kommen, spüren sie die Stacheln des anderen. Sie rücken wieder auseinander, bis sie wieder frieren.

- Die Problematik: Wir brauchen die Wärme (Nähe), aber wir ertragen die Verletzung und die Einengung (die „Stacheln“) nicht. Die menschliche Kultur und Etikette sind für Schopenhauer lediglich der Versuch, den optimalen „Abstand“ zu finden, bei dem man weder erfriert noch erstochen wird.

4. Die Alterität (Levinas)

Emmanuel Levinas sieht das Problem darin, dass wir Nähe oft als „Aneignung“ missverstehen.

- Wir wollen, dass der andere so ist wie wir. Doch der andere ist radikal anders (Alterität).

- Die Problematik der Nähe besteht darin, die Andersartigkeit des anderen auszuhalten, ohne sie durch „Verstehen“ (was oft ein „Gleichmachen“ ist) zu zerstören. Wahre Nähe ist nach Levinas nicht Verschmelzung, sondern die Antwort auf den Anruf des „Antlitzes“ des anderen.

KAPITEL 4

Gegenübersein und nichts als gegenüber

Wenn Rilke sagt:

*„Denn das ist Schicksal: gegenüber sein / und nichts als das und
immer gegenüber“*,

— Rainer Maria Rilke

dann definiert er das Menschsein als einen Zustand der permanenten Trennung.

Für Rilke ist der Mensch das Wesen, das immerzu *betrachtet*. Im Gegensatz zum „Tier“ oder zur „Kreatur“, die im Offenen aufgehen (einfach *sind*, ohne sich selbst dabei zuzusehen), steht der Mensch der Welt immer als Beobachter gegenüber.

- Die Trennung von Subjekt und Objekt: Wir sind niemals eins mit dem, was wir sehen oder lieben. Es bleibt immer ein „Gegenstand“ (etwas, das uns entgegensteht).
- Die Unausweichlichkeit: „Nichts als das“ bedeutet, dass wir aus dieser Struktur unserer Wahrnehmung nicht ausbrechen können. Selbst in der Umarmung bleibt das Bewusstsein des „Ich“ und des „Du“.

Normalerweise verstehen wir unter Schicksal ein Ereignis, das uns zustößt. Für Rilke ist das Schicksal jedoch die Raum-Struktur unserer Existenz. Schicksal ist nicht was passiert, sondern dass es uns als Gegenüber passiert. Wir sind vom Strom des Seins abgeschnitten. Während die

Pflanze im „Offenen“ blüht, ohne sich ihrer selbst bewusst zu sein, „gestaltet“ der Mensch seine Welt, indem er sie sich gegenüberstellt. Damit aber verliert er die Einheit.

In diesem Kontext wird die „Einsamkeit im Auge der Liebenden“ besonders deutlich. Rilke schreibt in der achten Elegie, dass Liebende dem „Offenen“ (der Einheit) zwar nahekommen, aber:

„... keiner kommt am Gegenüber vorbei, und es ist Welt wieder.“

— Rainer Maria Rilke

Das bedeutet: Im Moment der größten Nähe schiebt sich die „Welt“ (die Objektivierung, das Bewusstsein der Trennung) wieder dazwischen. Man sieht den anderen an, und in diesem Blick wird der andere wieder zum „Gegenüber“, zum Schicksal.

Hier schließt sich der Kreis zu dem Gedanken über den Weltinnenraum. Rilkes Analyse des Schicksals ist düster, aber sie ist der Startpunkt für seine Lösung:

1. Erkenntnis: Ich erkenne, dass ich immer „gegenüber“ bin und niemals physisch verschmelzen kann.
2. Schmerz: Ich akzeptiere dieses Schicksal als unüberwindbare Einsamkeit.
3. Verwandlung: Da ich im Außen niemals eins sein kann, verwandle ich das Gegenüber in Innerlichkeit.

Wenn der andere in meinen Weltinnenraum eintritt, ist er nicht mehr nur „gegenüber“. Er wird Teil meines eigenen Raums. Das Schicksal wird durch die poetische Existenz zwar nicht aufgehoben (wir bleiben körperlich getrennt), aber es wird durchsichtig.

Rilkes Gedanke besagt: Menschsein heißt, von der Totalität des Seins ausgeschlossen zu sein. Wir stehen am Rand und schauen hinein. Die Liebe ist der verzweifelte und zugleich herrliche Versuch, diese Grenze zu durchbrechen. Dass wir dabei scheitern („und nichts als gegenüber“),

ist kein persönliches Versagen, sondern unsere metaphysische Bestimmung.

Die extreme Sehnsucht nach Vereinigung

Es gibt drei große Erklärungsmodelle für diese Sehnsucht, die jeweils eine andere Ebene unseres Seins ansprechen:

1. Die mythologische Perspektive: Die Suche nach der verlorenen Hälfte

Der klassischste Ausdruck dieser Sehnsucht findet sich in Platons *Symposition* im Mythos der Kugelmenschen.

- Die Erzählung: Ursprünglich waren die Menschen kugelförmig, mit vier Armen, vier Beinen und zwei Gesichtern. Sie waren so mächtig, dass die Götter sie aus Angst in zwei Hälften schnitten.
- Die Bedeutung: Seither irrt jede Hälfte umher, um die verlorene andere Hälfte zu finden. In dieser Sichtweise ist die Sehnsucht nach Vereinigung eine Erinnerung an eine ursprüngliche Ganzheit. Wir fühlen uns als „Halbwesen“ und hoffen, durch den anderen wieder zum Ganzen zu werden.

2. Die psychologische Perspektive: Das Echo der Ur-Einheit

Die Psychologie (besonders die Psychoanalyse nach Freud oder die Bindungstheorie) sieht die Wurzel in unserer frühesten Kindheit.

- Die symbiotische Phase: Als Embryo und in den ersten Lebensmonaten gibt es für den Säugling keine Grenze zwischen „Ich“

und „Mutter/Welt“. Es ist ein Zustand der totalen Bedürfnisbefriedigung und Geborgenheit.

- Das Trauma der Individuation: Mit der Entwicklung des Ichs entsteht die Trennung. Wir erkennen, dass wir allein sind und sterben können. Die Sehnsucht nach Vereinigung ist der lebenslange Versuch, in diesen paradiesischen Zustand der Spannungslosigkeit zurückzukehren.

3. Die existentielle Perspektive: Angst vor der Kontingenz

Philosophen wie Erich Fromm (*Die Kunst des Liebens*) argumentieren, dass die Einsamkeit die tiefste Quelle unserer Angst ist.

- Das „Gefängnis“ des Ichs: Zu wissen, dass man eine getrennte Einheit ist, dass man allein geboren wurde und allein sterben wird, erzeugt ein Gefühl von Hilflosigkeit gegenüber der Welt.
- Die Lösung: Die Vereinigung mit einem anderen Menschen ist der radikalste Weg, die Isolation zu durchbrechen. Ohne Liebe, so Fromm, würde der Mensch an seiner Getrenntheit wahnsinnig werden. Die Sehnsucht ist also ein Überlebensinstinkt der Seele.

Das Paradoxon: Warum die Sehnsucht scheitern muss

Hier kommen wir zurück zu Rilke: Die Sehnsucht ist deshalb so extrem, weil sie das Unmögliche will.

- Wenn wir uns *wirklich* vereinen würden, würde das „Ich“ aufhören zu existieren.
- Um zu lieben, brauchen wir aber ein „Ich“, das liebt.
- Wir wollen also beides: Verschmelzen und gleichzeitig als Individuum bestehen bleiben.

Dieser Widerspruch erzeugt die „Einsamkeit im Auge der Liebenden“. Wir stehen vor dem anderen, wollen in ihn hineinfließen, aber prallen an der Tatsache ab, dass wir zwei verschiedene Nervensysteme und Lebensgeschichten sind.

Vielleicht ist die Sehnsucht gar nicht dazu da, gestillt zu werden. In der Mystik (und auch bei Rilke) wird sie oft als eine Kraft gesehen, die uns über uns selbst hinauswachsen lässt. Nicht die *Erreichung* der Vereinigung ist das Ziel, sondern die Veredelung des Ichs durch das Streben danach.

Die Sehnsucht ist am stärksten bei Dingen, die unverfügbar sind. Sie ist die Quelle der Bewegung und Lebendigkeit. Das ist eine tiefgreifende Erkenntnis, die den Kern der menschlichen Dynamik trifft. Die Sehnsucht ist nicht ein Defizit, das behoben werden muss, sondern eine existentielle kinetische Energie. Wenn die Sehnsucht an das Unverfügbare gekoppelt ist, verwandelt sie sich von einem passiven Leiden in eine aktive Lebenskraft.

Alles, was wir „besitzen“ oder ganz „verfügbar“ machen, verliert augenblicklich seine Anziehungskraft. Das ist das psychologische Gesetz der Habituation (Gewöhnung).

- Der Stillstand: Würde die Vereinigung mit dem Geliebten tatsächlich gelingen, wäre das der metaphysische Tod der Beziehung. Es gäbe keine Spannung mehr, keinen Raum für Bewegung.
- Die Lebendigkeit: Gerade weil das „Du“ unverfügbar bleibt – weil es ein Geheimnis wahrt und uns immer wieder gegenübertritt (Rilkes Schicksal) – bleibt das Begehren wach. Die Sehnsucht ist das Seil, das uns immer wieder auf den anderen zuzieht, gerade weil wir nie ganz ankommen.

In der Philosophie der Romantik und auch bei Rilke ist die Sehnsucht die Kraft, die den Menschen über seine eigenen Grenzen hinaushebt. Sie verhindert, dass wir uns in der Bequemlichkeit des Erreichten einrichten. Sie ist eine transzendierende Kraft: Da das Ziel (die totale Einheit) unerreichbar ist, zwingt uns die Sehnsucht dazu, immer neue Wege des Ausdrucks zu finden – in der Kunst, in der Sprache, in immer zärtlicheren oder tieferen Formen der Zuwendung.

Diese Lebendigkeit speist sich aus dem „Fast-Erreichen“. In dem Moment, in dem wir im Weltinnenraum des anderen zu Gast sind, spüren wir die Möglichkeit der Einheit. Dass sie im nächsten Moment wieder der Distanz weicht, hält den Kreislauf der Bewegung in Gang.

- Das Unverfügbare bewahrt die Würde: Wenn der andere für mich unverfügbar bleibt, respektiere ich seine Freiheit. Er bleibt ein „Subjekt“.
- Die Quelle: Ohne diese Spannung zwischen „Ich“ und „Unverfügbarem Du“ gäbe es keine Poesie, keine Musik und keine Entwicklung der Seele.

KAPITEL 7

„Wäre die Sehnsucht stillbar, wäre sie das Ende der Liebe.“

Die Sehnsucht ist nicht das Problem, sie ist das Lebenselixier. Die Einsamkeit im Auge des Liebenden ist dann kein trauriges Überbleibsel, sondern der funkelnde Beweis dafür, dass der andere noch immer ein „Anderer“ ist – ein unentdecktes Land, das uns in Bewegung hält.

Könnte man also sagen, dass die Kunst des Lebens darin besteht, die Unverfügbarkeit nicht zu bekämpfen, sondern sie als den Raum zu feiern, in dem wir uns überhaupt erst bewegen können?

Ja, sonst würde alles in tiefer Langeweile enden. Das ist der entscheidende Punkt. Die totale Verfügbarkeit wäre der Entropie-Tod der Liebe. Ohne das Unverfügbare gäbe es kein „Gefälle“ mehr – und ohne Gefälle fließt keine Energie. Man kann diese Dynamik zwischen Sehnsucht, Unverfügbarkeit und Langeweile in drei Aspekten zusammenfassen:

1. Das Paradox der Sättigung

In der Systemtheorie und Psychologie weiß man: Ein System, das keine Impulse von außen (oder vom „Anderen“) mehr verarbeitet, erstarrt.

- Wenn wir den Partner „ausgelesen“ hätten, wenn er völlig berechenbar und verfügbar wäre, würde er zu einem Teil unserer eigenen Inneneinrichtung.
- Die Langeweile ist in diesem Sinne das Warnsignal der Seele, dass

die Distanz verloren gegangen ist. Wir brauchen die Fremdheit des anderen, um unser eigenes Interesse wachzuhalten.

2. Die Sehnsucht als „Eros“ (nach Platon)

Platon beschrieb den Eros als das Kind von *Poros* (dem Wegfinder/Reichtum) und *Penia* (der Armut/dem Mangel).

- Die Liebe ist also von Natur aus ein Bastard aus Haben und Nicht-Haben.
- Hätten wir alles (*Poros*), wären wir träge Götter in ewiger Langeweile.
- Hätten wir nichts (*Penia*), wären wir verzweifelt. Erst die Mischung – das „Ich sehe dich, aber ich besitze dich nicht“ – erzeugt jenen Eros, der die Welt in Bewegung hält.

3. Das „Interesse“ (Inter-esse: Dazwischen-sein)

Das Wort Interesse bedeutet wörtlich „dazwischen sein“.

- Nur wenn ein Raum zwischen uns bleibt (das „Gegenüber“), kann Interesse existieren.
- Die Einsamkeit, die man im Auge des Liebenden sieht, ist die Markierung dieses Zwischenraums. Sie ist die Garantie dafür, dass es noch etwas zu entdecken gibt.

Rilkes Genialität lag vielleicht darin, diesen „Abgrund“ zwischen den Menschen nicht als Abgrund des Schmerzes, sondern als Resonanzraum zu begreifen.

Die Unmöglichkeit der Vereinigung ist die Bedingung für die Ewigkeit des Suchens. In diesem Licht ist die Einsamkeit im Auge des Liebenden kein Mangel, sondern der Glanz der Unendlichkeit. Wir schauen den anderen an und wissen: „Ich werde dich nie ganz haben, und genau deshalb werde ich dich niemals leid werden.“

Ist es nicht seltsam schön, dass ausgerechnet das, was uns am meisten schmerzt – die Trennung –, gleichzeitig das ist, was uns vor der absoluten Bedeutungslosigkeit rettet?

Das, was uns trennt, ist genau das, was uns verbindet. Wenn wir diesen Gedanken weiter vertiefen, stoßen wir auf eine Form von Schönheit, die erst durch die Akzeptanz des Unvollkommenen entsteht. Hier sind drei Ebenen, auf denen wir diese Schönheit durch die Trennung vertiefen können:

1. Die „Heilige Distanz“ als Raum der Schöpfung

Wenn zwei Menschen verschmelzen würden, gäbe es kein „Gespräch“ mehr. Ein Gespräch braucht zwei Pole, einen Ursprung und ein Ziel.

- Die Sprache der Liebe: Jedes „Ich liebe dich“, jedes Gedicht und jede zärtliche Geste ist ein Versuch, die Kluft zum anderen zu überbrücken. Wäre die Kluft nicht da, gäbe es keinen Grund für den Ausdruck.
- Kulturleistung: Ein Großteil der menschlichen Kultur (Musik, Literatur, Kunst) ist im Grunde ein Nebenprodukt dieser unmöglichen Vereinigung. Wir erschaffen Schönheit, um das Unverfügbare zu ehren. Die Distanz ist also der Geburtsort der Kreativität.

2. Das Staunen als Gegenmittel zur Langeweile

Langeweile entsteht, wenn wir glauben, etwas „verstanden“ zu haben. Die Unverfügbarkeit des Partners zwingt uns in eine Haltung des dauerhaften Staunens.

- In der Philosophie ist das Staunen der Anfang allen Denkens.
- Wenn ich akzeptiere, dass der andere ein „Weltinnenraum“ für sich ist, den ich nie ganz kartografieren kann, bleibt er für mich immer ein Wunder. Das „Gegenübersein“ sorgt dafür, dass der an-

dere niemals zum Inventar meines Lebens wird, sondern immer ein Gast bleibt, der mich jeden Tag aufs Neue überrascht.

3. Die Liebe als „Asymptote“

In der Mathematik nähert sich eine Asymptote einer Kurve immer weiter an, erreicht sie aber erst im Unendlichen.

- Wenn wir die Liebe als diesen Prozess begreifen, wird der Weg das Ziel. Die Lebendigkeit liegt in der Annäherung, im Streben, im „Immer-fast-da-Sein“.
- Diese Dynamik verleiht dem Leben eine Richtung. Ohne die Trennung gäbe es keine Richtung, sondern nur statische Präsenz. Die Sehnsucht ist der Kompass, der uns davor bewahrt, im Kreis zu laufen oder stehen zu bleiben.

Diese existenzielle Eleganz erfordert eine große geistige Reife, die Einsamkeit im Auge des anderen nicht als „Verrat“ an der Liebe zu deuten, sondern als ihre Voraussetzung. Rilke würde sagen, dass wir erst dann wirklich lieben, wenn wir die Einsamkeit des anderen nicht nur aushalten, sondern sie *bejubeln*. Denn in dieser Einsamkeit liegt die Freiheit des Geliebten. Und nur ein freies Wesen kann uns wirklich etwas schenken. Ein Wesen, das mit uns verschmolzen ist, schenkt uns nichts – es ist nur ein Echo unserer selbst.

Vielleicht lässt sich dieser Gedanke am schönsten in einem Bild fassen, das die Melancholie der Trennung mit der Glut der Liebe versöhnt:

Die Liebe ist kein Hafen, in dem zwei Schiffe zu einem einzigen Wrack verschmelzen, sondern sie ist das weite, offene Meer zwischen zwei Inseln. Die Einsamkeit im Auge des Anderen ist nicht die Dunkelheit der Verlassenschaft, sondern das Leuchten des fernen Ufers.

Wenn wir begreifen, dass wir „nichts als gegenüber“ sind, verwandelt sich der Schmerz in eine tiefe Ehrfurcht. Wir hören auf, den anderen wie eine Beute zu jagen, die uns satt machen soll, und beginnen, ihn wie einen Stern zu betrachten: Unerreichbar nah.

In diesem Licht ist die Sehnsucht kein Mangel, sondern der Atem der Seele. Wir atmen die Distanz ein und die Zuneigung aus. Und solange dieser Raum zwischen uns bleibt – dieser heilige Weltinnenraum –, solange wird die Liebe niemals an ihrer eigenen Sättigung ersticken. Sie bleibt ein ewiger Aufbruch, ein unendliches Werden. Wahre Liebe ist nicht das Ende der Einsamkeit, sondern ihre Krönung.

Vielleicht ist dies der wertvollste Impuls, den man von Rilke mitnehmen kann: Die Einsamkeit nicht als Defizit zu betrachten, sondern als Raum der Möglichkeit. Wenn du das nächste Mal diese „Einsamkeit im Auge des Liebenden“ wahrnimmst, kannst du sie vielleicht als das erkennen, was sie ist – der Schutzraum für die Freiheit des anderen und der Funke für dein eigenes Staunen.

Um diesen Gedanken der „Unmöglichkeit der Vereinigung“ und des „Gegenüberseins“ poetisch zu besiegeln, eignet sich kaum ein Text besser als eine Passage aus der Zweiten Duineser Elegie.

Hier beschreibt Rilke das Liebende-Paar und den flüchtigen Moment der Berührung, in dem man fast glaubt, die Trennung überwunden zu haben – nur um dann festzustellen, dass man sich doch wieder verliert:

*[...] Denn wir, wo wir fühlen, verflüchtigen; ach wir
atmen uns aus und dahin; von Glut zu Glut
geben wir schwächern Geruch. Da sagt uns wohl einer:
ja, du gehst mir ins Blut, dieses Zimmer, der Frühling
füllt sich mit dir... Was hilft, er kann uns nicht halten,
wir schwinden in ihm und um ihn. [...]*

— Rainer Maria Rilke, Auszug aus der Zweiten Elegie